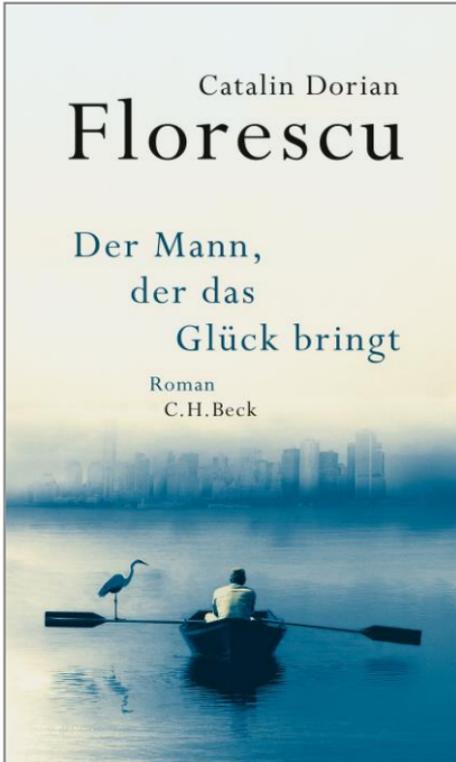


Interview mit Catalin Dorian Florescu



**Catalin Dorian Florescu
Der Mann, der das Glück bringt**

327 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-69112-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/16077651>



© LeseFad MV, 2012

Catalin Dorian Florescu, geboren 1967 in Timișoara in Rumänien, lebt als freier Schriftsteller in Zürich. Er veröffentlichte die Romane «Wunderzeit» (2001), «Der kurze Weg nach Hause» (2002) und «Der blinde Masseur» (2006). Bei C.H.Beck liegen von ihm die Romane «Zaira» (2008) und «Jacob beschließt zu lieben» (2011) vor. Er erhielt zahlreiche Preise – u.a. den Chamisso-Förderpreis, den Anna Seghers-Preis und 2011 den Schweizer Buchpreis. Im Jahr 2012 wurde er mit dem Josef von Eichendorff-Literaturpreis für sein Gesamtwerk geehrt.

Catalin Dorian Florescu

im Gespräch mit seinem Lektor

Martin Hielscher

Martin Hielscher: Ihr neuer Roman ist zweistimmig erzählt, von Ray, einem kleinen Entertainer aus New York, und Elena, einer Fischerstochter aus dem Donaudelta. Sie lernen sich an einem dramatischen Tag in New York kennen und beginnen, einander ihre Geschichte zu erzählen – ihre eigene, aber vor allem auch die der Eltern und speziell der Großeltern. Was hat Sie dazu gebracht, im Wechsel diese beiden Stimmen und Figuren die Geschichte erzählen zu lassen? Welche Rolle spielt das Erzählen für die beiden Figuren? Und war Ihnen das von Anfang an klar, dass der Roman so aufgebaut sein müsste?

Catalin Dorian Florescu: Die Lebenswelten von Ray und Elena sind so unterschiedlich, dass es kaum vorstellbar war, die gesamte Handlung aus der Sicht einer Person zu erzählen. Aber anfangs war das Wenigste klar, die Handlungsstränge, sogar diese Lebenswelten selbst entstehen erst nach und nach. Am Anfang navigiert man wie durch Nebel, man hat nur ein paar Kristallisationspunkte, einige Inseln zur Orientierung. Man kommt voran mit der Zuversicht des Weltenentdeckers. Dabei kann man nur hoffen, dass die Ins-



New York um 1900, Mulberry Street

© Ullstein-Bild

trumente, die dazu gebraucht werden, gut kalibriert sind: Empathie, Lebenserfahrung, die Vorstellungen darüber, was menschliche Existenz ausmacht. Erst allmählich lichtet sich der Nebel und es taucht immer mehr Land auf...

Nicht nur ich als Autor, sondern vor allem die innere Logik des Textes treiben die Handlung voran. Es ist wichtig, sich überraschen zu lassen und die Verwirrung – vielleicht auch Angst – auszuhalten, dass man nicht alles unter Kontrolle hat. Ich benutze dafür gerne die Metapher des Tanzes: Der Text und ich tanzen Tango, einmal führt er, dann wieder ich. Ich bin bereit mich anzupassen, wenn mich die Erzählströmung in eine andere Richtung treibt.

Ein Beispiel: Ich hatte lange das Bild von Rays Großvater vor Augen, der als kleiner Junge an einem frostigen Morgen im Hafen von Manhattan steht und einem Schiff zuschaut, das, beladen mit den Särgen toter Kinder aus dem Emigran-

tenghetto, Kurs nimmt auf den Armenfriedhof. In jenem Augenblick bildet sich der Überlebenswille des Jungen, alles tun zu wollen, um nie auf jenem Schiff zu landen. Anstatt vor allem die Eröffnungsszene des Buches zu werden, wurde dieses Bild im Laufe des Schreibprozesses hauptsächlich zu einer ganzen Episode am Anfang des ersten Kapitels.

Der Text weiß es manchmal besser. Ich muss in den Text hineinhorchen. Deshalb wurde mir erst spät klar, dass hier zwei Menschen erzählen müssen, damit sie beginnen zu vertrauen. Sie müssen das persönliche, wahre Erzählen wagen, die Masken fallen lassen, damit so etwas wie Beziehung, gar Liebe möglich wird. Ich sehe meinen Roman nicht nur als eine Geschichte darüber, wie man seinen Platz in der Welt sucht, sondern auch, wie man erzählend den Weg zum Anderen, zum Gegenüber, findet.

Martin Hielscher: In Ihre Romane – der neue, «Der Mann, der das Glück bringt», ist Ihr sechster – fließt sehr viel Recherchearbeit ein, manchmal gibt es auch reale Menschen, die eine Geschichte in Gang setzen. War es auch diesmal so?

Catalin Dorian Florescu: Vor neun Jahren befand ich mich in Washington DC, in einer der größten Bibliotheken der Welt, der Library of Congress. Ich recherchierte dort, weil die Stadt als ein Schauplatz für meinen Roman «Zaira» dienen sollte. Ich machte – wenn ich recherchiere, sauge ich wie ein Schwamm alles auf – mir fleißig Notizen, als sich mir eine seltsame Erscheinung näherte.

Ein Mann, wie von der Bühne eines Varietè-Theaters um 1900 herabgestiegen, mit einem Strohhut auf dem Kopf und einem breiten Lächeln. Sein Motto: «Put a smile on your

*Vaudeville-Theater in
New York (ca. 1905)*

© Ullstein-Bild / Granger
Collection



face». Und er schien sich selbst ein Beispiel daran zu nehmen. Er erzählte mir, dass er ein «Impersonator» sei, jemand, der andere Künstler imitiere, überhaupt ein Sänger, Tänzer, Komiker. Er lud mich nach New York ein, wo er mit seiner Show in kleinen Theatern auftrat.

Seine Verschrobenheit, sein ungebremster Enthusiasmus weckten meine Neugierde, irritierten mich aber auch. Verkörperte er nicht den Geist Amerikas, jene Mischung aus unverwüstlichem Optimismus und grenzenloser Aufbruchsstimmung ohne Rücksicht auf Verluste? Zuweilen verbunden mit dem Ausblenden aller persönlichen Niederlagen, aller gesellschaftlichen Widersprüche und Ungerechtigkeiten? Mit dem Glauben, alles aus sich selbst schöpfen zu können und dem unbändigen Durst nach Erfolg? Aber in ihm steckte auch so viel Kraft, Zuversicht und Poesie.

Er tat etwas, das andere für naiv und nutzlos halten könnten. Einer, der sich trotz aller Katastrophen dem Lachen und



Der Entfesselungskünstler Harry Houdini war der größte Star des Vaudeville
© Ullstein-Bild / adhoc-photos

der Heiterkeit verschrieben hatte. Wie war Lachen noch möglich nach der Tragödie der Twin Towers? Wie lebte man als kleiner Entertainer, der nie den Durchbruch geschafft hatte, in einer Stadt, die fast alles verdrängt, was nicht ein Stück weit Prahlerei, Geschäftssinn und Traumwelt ist? Und blieb nicht das eigene Leben auf der Strecke, wenn man seinen Lebensinhalt daraus bezog, andere nachzuahmen? Wenn die Täuschung für real gehalten werden sollte? Was könnte solch eine Figur über uns aussagen?

Diese Themen beschäftigten mich zuerst. Diese Figur, Ray, hat sich dann im Laufe des Schreibens mehrfach verändert, aber jener Mann war der Impuls gewesen, der die ganze La-

wine meiner Visionen und Dämonen in Bewegung setzte. Zu diesem Zeitpunkt war die zweite Säule des Romans – das Donaudelta, Elena und ihre Mutter, die Leprakolonie – noch in weiter Ferne.

Martin Hielscher: Mit beiden Erzähler-Figuren kommen auch zwei Familiengeschichten ins Spiel, die jeweils rund hundert Jahre zurückreichen. Besonders der amerikanische Erzählstrang ist von Migration, Einwanderung, von Neuanfang und Sich-neu-erfinden-Müssen geprägt, aber auch im anderen Strang geht es ums Auswandern, Weggehen – man hat ja fast das Gefühl, Ihr Buch sei der Roman der Stunde. Das Thema «Flüchten» und Migration ist nicht nur präsent in allen Ihren Büchern – es steht auch eine persönliche Geschichte dahinter.

Catalin Dorian Florescu: In diesem Herbst suchen Hunderttausende Schutz in Europa. Vor über hundert Jahren flohen Millionen aus Europa nach Amerika, um ein besseres, sicheres und würdigeres Leben zu finden. Es waren Juden, die vor der Verfolgung in Galizien und im Zarenreich flohen, Süditaliener und Iren, die dem Hunger entkommen wollten. Und sehr viele Deutsche. Sie alle fanden den Weg nach Amerika über New York, wo sie oft genug auch blieben. Sie bildeten den Humus für eine neue Kultur.

Wenn nicht die erste Generation – die es am neuen Ort am Schwersten hatte – dann empfanden die zweite oder die dritte das Land nicht mehr nur als zweckmäßiges Zuhause, sondern als Heimat. Dieser Prozess wiederholt sich seit Ewigkeiten, Migrationswellen sind nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Manche zogen aus um zu erobern, andere um ihr Überleben zu sichern. Denn es gibt diese Sehnsucht nach Würde im Menschen, die – solange er die Möglichkeit hat – nicht zulässt, dass er vernichtet wird. Er will bestehen, sich entfalten und Zeugnis ablegen.

Natürlich entstammt mein Interesse für solche Schicksale meinem eigenen Leben. Meine Eltern und ich verließen 1982

das kommunistische Rumänien, und obwohl ich mittlerweile mehrmals im Jahr dorthin zurückkehre, werde ich für immer in einer Art Exil leben.

Martin Hielscher: In Ihrem Roman prallen die urbane Welt New Yorks und die archaische Welt des Donaudeltas aufeinander. Was verbindet, was trennt sie? War es eine Idee, die Sie da geleitet hat, oder eher eine Intuition? Welche Rolle spielen das Meer und die Flüsse bei Ihnen?

Catalin Dorian Florescu: Ich lebe in der stark urbanisierten Schweiz, die archaisch-rurale Welt hat sich zurückgezogen, irgendwo auf eine Bergspitze. In Osteuropa – in meinem Fall Rumänien – genügt es, die Städte zu verlassen, um in eine ländliche Welt einzutauchen, die man kaum noch für möglich hielt. Als ob man eine Zeitreise unternommen hätte. Diese Welt wird nach und nach, durch die Verwestlichung des Ostens, verschwinden, in den Dörfern bleiben die Alten zurück, die Jungen arbeiten irgendwo in Italien oder Spanien. Schon jetzt gibt es viele ursprüngliche Traditionen und Lebensformen, die in meinen Romanen auftauchen, nicht mehr. Trotzdem ist der europäische Osten durch diesen Gegensatz zwischen der Modernität der Städte und der Archaik des übrigen Landes sehr spannend, auch wenn ich natürlich diese archaische Welt nicht idealisieren will, denn vielfach herrschen auf dem Land Armut und Rückständigkeit. Dennoch: Für mich ist es wie eine ständige Rückkehr an die heimatliche Quelle. Dass ich weiterhin – nach 34 Jahren in der Schweiz – so fasziniert davon bin und immer wieder literarisch darauf zurückgreife, zeigt mir, wie stark die Nabelschnur zu Rumänien noch ist. Beide Welten – die moderne Schweiz und Ru-

mänien mit all seinen Widersprüchen – durchdringen mich. New York und das Donaudelta sind nur Steigerung dieser beiden Prinzipien ins Extreme.

Einerseits die Weltstadt, die den Menschen klein hält durch ihre Grandiosität. Die ihm die Erfüllung seiner Träume vorgaukelt. Wenn er sich nicht in die Kolonnen der Ameisen einreihet, die im Schatten der Glastürme leben. Die Stadt, die trotzdem von so vielen mystifiziert wird, die dank ihr, träumen dürfen. New York als Raum, der sich ständig ändert und in dem nichts ruhen darf. Im Donaudelta geht man mit der Zeit und dem Raum verschwenderisch um. Dieser mystische Ort scheint ewig gleich zu bleiben, und doch verändert sich das Delta unentwegt. Im Großstadtdschungel wie im Dschungel der weiten Schilffelder wird unerbittlich ums Überleben gekämpft.

Ich bin in der trockenen Banater Ebene aufgewachsen und lebe beim Zürichsee. An seinen sicheren Ufern führen wir ein gutes, insulares, helvetisches Leben. Aber beim Schreiben habe ich gemerkt, wie wichtig das Medium Wasser für meine Geschichte ist. Es hat die Insel Manhattan und das Delta geformt, es hat die Emigrantenschiffe getragen, es hat sie ernährt und gewaschen, es hat die Toten aufgenommen. Die Flüsse und das Meer sind manchmal Gegenspieler des Menschen gewesen, manchmal seine Verbündete.

Martin Hielscher: Sie erzählen farbig und kraftvoll, poetisch und mit einem Sinn für das Tragikomische. Es wird viel geboren und gestorben, es gibt Gott und den Teufel mit seinen neunzehn Namen, es gibt viele Katastrophen und wir erfahren von der letzten Leprakolonie Europas. Ist Ihr Roman ein Buch des Todes oder des Lebens?

Catalin Dorian Florescu: Ja, das alles gibt es und noch vieles mehr. Es gibt die jungen schwangeren Frauen, die Rays Großvater stillen, und Herschel, der ihn bei sich aufnimmt. Es gibt Freundschaft, Hilfsbereitschaft, Liebe und das absolute Gegenteil davon. Im Donaudelta gibt es den Russen Vanea, der die kleine Elena über alles liebt. Ich sehe meine Romane als Versuch, die menschliche Existenz in all ihren Facetten zu beschreiben. Und wenn die Zeiten hart sind, wenn man hungern und fliehen muss, wenn viele sterben und andere es gerade noch schaffen, dann gehört das alles unbedingt in eine Literatur, die unerschrocken vom Schicksal der Menschen berichten möchte. Doch fast immer gibt es auch Nischen des Glücks. Von all dem handelt der Roman und deshalb sehe ich ihn als ein Buch des Todes *und* des Lebens.

Martin Hielscher: Besonders im Falle Rays, speziell bei seinem Großvater, gibt es so etwas wie eine flottierende Identität, der Großvater trägt wechselnde Namen und behauptet, mal Ire, mal Italiener, mal Jude zu sein, wer seine Eltern sind, weiß er nicht. Sie selbst kommen aus Timișoara bzw. Temeswar in Rumänien, sind Schweizer Staatsbürger und schreiben deutsch. Aber Ihre Themen sind europäisch oder, in diesem Roman, global. Ihre Figuren haben mitunter so etwas Nomadenhaftes. Brauchen wir eine eindeutige Identität? Oder liegt in dieser Polyidentität auch eine Chance?

Catalin Dorian Florescu: Es hat mir immer gefallen, an Rays Großvater als an einen Menschen zu denken, der das Kind aller ist – und aller Kulturen. Er lebt in vollkommener Freiheit, kann sich täglich neu erfinden, nennt sich einmal Pad-

*Darstellung des Teufels
(Ausschnitt aus einem
Fresko des Klosters
Voroneţ in
Nordrumänien)*

© wikipedia



dy, dann wieder Pasquale oder Berl, je nachdem, was ihm gerade hilft. Aber er gehört zu niemandem, er kann sich mit niemandem identifizieren, er ist ständig auf sich selbst zurückgeworfen und lebt ganz ohne Rettungsanker.

Wir sind in einem schleichenden Prozess in der Moderne aus allen Verbindlichkeiten in eine fast grenzenlose Freiheit entlassen worden. Aber wie viel Unverbindlichkeit, wie viel uns auch zu nichts verpflichtende Freiheit halten wir aus, ohne einsam und opportunistisch zu werden? Wie schnell flüchtet man in solchen Zeiten in die vermeintliche Sicherheit einer engen, nationalistischen Auslegung von Heimat und Zugehörigkeit! Im geistigen Raum, der sich zwischen einer Freiheit, die oft genug in Beliebigkeit und Gleichgültigkeit mündet, und einer nationalistischen Verblendung öffnet, sind wir berufen, unsere Individualität zu finden.

Die Figuren meiner Romane sind Nomaden, aber nicht so wie die modernen Nomaden – die Manager und die soge-

nannten Expats, also internationalen Fachkräfte – die die wahren Exponenten einer globalisierten Welt sind. Meine Helden verlassen ihre Heimat, weil sie dazu gezwungen sind. Sie gehen auf die Reise, um einen Ort zu finden, wo sie in Würde leben können. Ich war fünfzehn Jahre alt, als ich in der Schweiz ankam, immer noch jung genug, damit sich die beiden Kulturen in mir nicht bekämpften, sondern durchdringen konnten. Deshalb kann ich sagen, dass ich sowohl an die Ufer des Zürichsees gehöre, inmitten meiner Freunde, wie auch in irgendein moldawisches Dorf im Schatten der Weinreben, ein Glas Țuică in der Hand.

Martin Hielscher: Ray ist ein Imitator, ein «Impersonator», er ahmt die Großen des Vaudeville nach, die Stars der amerikanischen Unterhaltungsindustrie, als diese vor hundert Jahren zu blühen begann. Was hat Sie an dieser Welt des Varietés interessiert? Welche Rolle haben die Freak-Shows und die Vaudeville-Shows gespielt?

Catalin Dorian Florescu: Wenn man sich mit Ray beschäftigt, landet man schnell bei denen, die er nachahmt. Bei den Stars, ihren Triumphen und Niederlagen. Ich habe viele Wochen im New Yorker Fernseh- und Filmmuseum verbracht, alte Fernsehaufnahmen angeschaut und auch transkribiert. Wenn man jemanden wie Ray beschreiben möchte, muss man ihn in Aktion zeigen.

Meine Faszination für die Welt des Films und des Entertainments ist sehr alt. Ich vermute, dass auch meine Schreibweise von den Bilderwelten und der Erzählweise des Films geprägt ist. Manche Leser sagen mir, dass sie bei der Lektüre alles wie Bilder vor ihren Augen vorüberziehen sehen. Groß-

artige Filme haben mir das Staunen darüber beigebracht, wie die Filmkamera Magie erschaffen kann. So brachte mein Auge meiner Hand das Schreiben bei.

Die Freakshows waren eine Freizeitbeschäftigung der unteren Klassen. Menschen wurden dafür bezahlt, um ihre Missbildungen zu zeigen. Man machte Geld sogar noch mit ihrer Hässlichkeit und Absonderlichkeit. In meinem Roman gibt es ein Gegenstück zu dieser Welt. Es ist die Leprakolonie am Rande des Donaudeltas, die es auch real gab und noch gibt.

Im Vaudeville wiederum zeigt sich die ganze Überlebenskraft der Emigranten. Die meisten Künstler hatten europäische Wurzeln, spielten als Kinder auf der Straße, änderten ihre Namen, gaben sich neue Identitäten, kämpften um einen guten Platz im Show-Programm und brachten Tausende zum Lachen. Sie stehen am Anfang dessen, was wir heute Massenkultur nennen.

Martin Hielscher: Ist Ihr Vertrauen in das Erzählen ungebrochen? Kann Erzählen Leben retten?

Catalin Dorian Florescu: Vielleicht kann Lesen und Schreiben trösten. Vielleicht können Autor und Leser an einem Abenteuer teilnehmen, das das Abenteuer aller ist. Vielleicht kann es die Einsamkeit verringern. Ob es Leben retten kann, weiß ich nicht. Wenn ich mich aber dem realen Leben zuwenden darf, kann ich sagen, dass wir vielleicht alle in der Lage von Elena und Ray sind. Um in Beziehung, in einen Dialog mit der Welt treten zu können, müssen wir das genaue Zuhören und das feinfühliges, furchtlose Erzählen lernen.